

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

## Deutschen Rundschau

Nr. 134.

Bromberg, den 13. Juni

1935

### Der Gensjäger vom Bernina-Paß.

Roman von D. v. Hanstein.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nein, dieser Mann mit der Honigkanne hatte durchaus keine Ähnlichkeit mit dem Mörder, der, wie sie eben aus Chur telephonierte hatten, in der Nacht entsprungen war. Gewiß nicht! Der sollte ja den ganzen Kopf verbunden haben und die Hand lahm. Es kam dem Gendarm gar kein Argwohn, und im übrigen — auf dem Dampfer war Passrevision nach Bayern hinüber und Zollwache. Wer was auf dem Kernholz hatte, der fuhr schon gar nicht mit dem Dampfer. Der Kaver aber stellte seine Honigkanne neben sich und zahlte das Fahrgeld.

Jetzt tat er, als sei er müde und blinzelte durch die halb geschlossenen Augen. Als der Paßkontrolleur im Vorschiff war, hatte der Kaver gerade etwas in der Toilette zu tun, als der Beamte auf dem Hauptdeck kontrollierte, war er eben beim Zollwächter und versteuerte laut und murrend den Honig.

Kaver wußte wohl, daß es keinen Zweck hatte, den Paßkontrolleur zu vermeiden. In Lindau kam niemand von Bord, der nicht den visierten Paß vorzeigen konnte und — jetzt wußte Kaver, daß seine Flucht bemerkt war — ein Mann, der überhaupt keinen Paß besaß, kam gewiß nicht von Bord.

Vollkommen beherrscht und ruhig saß er auf einer Bank und rauchte die unvermeidliche Pfeife, dann aber — dort tauchten bereits die Türme von Lindau auf — das Schiff machte einen Bogen, war ziemlich dicht am Ufer — ein anderer Dampfer, ein großes Touristenschiff aus Lindau kam vorbei, alles drängte auf jene Seite, Lächer winkten fröhliche Grüße. Als das Schiff vorübergezogen, war der Mann auf der Bank verschwunden. Niemand hatte darauf geachtet, daß aus einem kleinen Bullauge in der Männer-toilette ein Mann heraussprang, der sofort untertauchte und in den Wellen verschwand.

Dann aber schrie ein Tourist auf:

„Da schwimmt wer!“

Der Paßkontrolleur schüttelte ärgerlich den Kopf. Ist sicher so ein leichtsinniger Badegast! Da schwimmen sie Gott weiß wie weit hinaus in den See, und nachher versagen die Kräfte und tot ist der Leichtsinns!“

Bald darauf legte das Schiff in Lindau an, und, als alle Gäste von Bord gegangen, wunderte sich der Steward, daß eine mächtige Kanne mit Honig, an der sogar ein Zollzettel klebte, einsam und vergessen an Deck stand!

Der Gefängnisinspektor in Chur ging ärgerlich in seinem Bureau auf und nieder. Vor ihm stand der Schließer mit einem Armenjündergesicht.

„Wissen Sie nicht, daß Sie alle zwei Stunden zu kontrollieren haben?“

„Um zehn Uhr schlief der Kerl wie ein Toter. Ist nicht einmal erwacht, als ich ihm mit der Laterne ins Gesicht leuchtete.“

„Um zwölf Uhr ist er ausgebrochen!“

„Sah nicht aus wie ein Mann, der so etwas vorhat, verlangte noch gestern nacht nach dem Verhör.“

„Ein Dämlack bist! Ein elendiger!“

Ein Posten trat ein.

„Herr Inspektor, wir haben ein altes Weib aufgegriffen, die landfremd ist. Hat ein Papier bei sich und ein altes Paßbüchel. Lautet auf den Namen Lois Kernbacher, ist aber längst verjährt.“

„Wie heißt das Weib?“

„Weiß net, aber das Büchel ist ausgestellt auf Lois Kernbacher.“

„Wer mit dem Büchel!“

„Hier ist's, Herr Inspektor.“

„Zeigi, das ist ein altes Militärpapier. Lois! Kernbacher, geboren 3. Oktober 1848! Kernbacher? Herein mit der Hexe. Kernbacher heißt ja der entwischte Gallobri!“

Eine alte Frau trat ein. Ihr Gewand war zerrissen, sie sah selbst schmutzig aus, aber sie stand festbeinig und mit hartem, gar nicht erschrecktem Gesicht da.

„Grüßi, Herr Inspektor!“

Der übersah den Gruß.

„Wer sind Sie?“

„Wer soll i sein? I bin die Barbara Kernbacher aus den Berninahäusern bei Pontresina.“

„Was machen Sie hier in Chur?“

„I hab halt a Geschäft gehabt. Ist's net erlaubt, wenn ein alt's Weib! einmal nach Chur fährt?“

„Kurz heraus: Sie sind die Mutter des Kaver Kernbacher, der entsprungen ist heute nacht.“

Der Inspektor hielt es für nötig, die Frau anzudornern und dadurch einzuschüchtern, aber sie sagte ganz ruhig:

„Ei freili, Herr Inspektor.“

„Sie sind Ihrem Sohn nachgereist?“

„Ein freili!“

„Heraus mit der Wahrheit! Haben Sie Ihrem Sohn zur Flucht verholfen?“

„Ei freili!“

„Zum Teufel mit Ihrem ewigen Ei freili!“

„I denk, i soll antworten!“

„Freili!“

„Jetzt sagens selber freili!“

Wütend schlug der Inspektor mit der Faust auf den Tisch.

„Ich werde Sie einsperren lassen.“

„Wanns Ihnen Spaß macht, aber dürfen dürfen's net.“

„Wenn Sie —.“

„Herr Inspektor, i bin ein altes Weib! aber, mein Mann seliger, der wußte Bescheid. War ein alter, erfahrener Bergführer, und als es net mehr ging mit den Knochen, hat er im Häusl aessen und — jessas, Rechtsanwall war



er gerad net, aber Bescheid gewußt hat er mit die Paragraphe, und ist mancher gekommen, dem er herausgeholt hat aus der Patsche."

"Auch jetzt wohl dem Sohn?"

"Na, Herr Inspektor. Ist ja tot seit zehn Jahr, der hilft net mehr, aber i hab manches gelernt."

"Sie scheinen ja eine gefährliche Person."

"A na! Aber — daß eine Mutter net bestraft wird, wann sie ihrem Sohn a paar Ratschläge gibt —"

"Ihr Sohn ist ein Mörder!"

Es flammte in den Augen der Alten auf.

"Herr Inspektor, das dürfens net sagen! Das dürfens net. An Gamsbock hat er geschossen! Nix kann er dafür. Wann da der Jager unverhofft daherkommt und just die Kugel auffängt, die aus dem Stutzen gfliegen, während er stolpert."

"Das lügt er."

Immer drohender wurde die Stimme der Alten, die sich hoch aufrichtete und in ihrem von den Dornen zerfetzten Kleide, mit den zerzausten, weißen Haaren und den stechenden schwarzen Augen wirklich aussah wie eine Hexe.

"Na, Herr Inspektor! Der Xaver lügt net! Mir, seiner Mutter hätt er's gesagt, und an Mörder hätt i net herausgeholt aus der Klemmen! Aber wenn's ihm net glauben! Wenns an ehrlichen, braven Menschen etwa gar wollen zum Mörder machen, dann leid i das net! I bin die Mutter!"

"Wir wissen —"

"Nix wissens! Gar nix! I kenn ihn dreißundzwanzig Jahr. Sie kennen ihn gar net. I weiß, und Sie wollen nur sein Verderben."

"Ich lasse Sie abführen."

"Tuns, was-net lassen können!"

Wird mir eine Freud sein, auch mal unschuldig im Rittchen zu hocken, wenn's der Xaver getan hat.

Drei Monat könnens ihm geben, wegen der Gams, aber — zum Mörder laß i ihn nit stempeln. Drum hab i ihm die Feilen gebracht! Hab drunten gewartet auf ihn. Hab ihm die Honigkannen und das Bauerngwandl gebracht, hab ihm sein Geld zugesteckt, das ich aufgehoben für ihn und, wenn es der Himmel gut meint, ist er jetzt fort."

"Wohin?"

Die Alte lachte. "Dös müßens net wissen, Herr Inspektor, dös net!"

"Führen Sie die Alte ab. In Haft! In Haft, bis der Herr Richter kommt."

"Grüßi, Herr Inspektor, lang werds net sein, und machen tu i mir a nix daraus. Gut, daß der Xaver entwischt ist. Schad nur, daß der alte Paß net mehr gilt!"

Ein spöttisches Lächeln um den Mund, ließ Barbara Kernbacher sich abführen.

"Alte Hexe hat er gesagt. Schauens zu, Schlieker! A Hexen braucht nit einmal a Feilen, die fliegt zwischen die Eiabern hindurch, wanns ihr Spaß macht."

Wütend schloß der Wächter die Zelle.

Der dienstituende Assessor sah im Protokollzimmer des Amtsgerichts in Bindau am Bodensee, als der Amtsdienner eintrat.

"Herr Assessor, draußen ist ein Mann, der will par-tinentment den Herrn Amtsrichter sprechen. Er behauptet, er hätte ein Geständnis zu machen."

"Herein mit dem Kerl."

Der Mann, der jetzt hereingeführt wurde, dessen Gesicht von Schrammen zerrissen, dessen Anzug halb getrocknet, noch die Spuren der Schwimmpartie über den See aufwies, sah wenig vertrauenerweckend aus.

"Wer sind Sie?"

"I bin der Xaver Kernbacher, geboren am 6. November 1900 in Garmisch."

"Sehr schön, daß Sie mir das gleich so herunter sagen."

"I bin seit meinem fünfzehnten Lebensjahr mit meinen Eltern nach dem Engadin in der Schweiz ausgewandert und habe dort mein Brot ehrlich als Vergführer verdient."

Der Assessor wurde ungeduldig.

"Was interessiert mich das?"

"Wird scho kimmal I bin diese Nacht aus dem Gefängnis in Chur aufglistiegen."

"Ei, ein!"

"I bin aufglistiegen, weil sie aus mit an Mörder machen wollten, und i bin kaner. I hab an Gamsbock erschossen, was i net durft hätte, aber weiter nixen. I kann nix dafür, daß der Jager, der Infanger, zufällig getroffen wurde."

Der Assessor drückte den Klingelknopf.

"Ich lasse den Herrn Amtsrichter dringend einen Augenblick bitten und zwei Gendarmen ins Zimmer."

Die letzten Worte hatte er leise gesprochen, aber Xaver hatte verstanden.

"Ist net nötig. I bin net geflohen wie ein Verbrecher und über den See geschwommen, nur, um hierherzukommen, wann i jetzt wieder ausreißen wollt."

Der Amtsrichter, aber auch die beiden Gendarmen kamen.

"Nun also der Reihe nach! Was ist los?"

Xaver begann ganz ruhig und sachlich mit völlig beherrschter Stimme zu erzählen. Von der Gemse, von seinem Fall, dem doppelten Schuß, den er gehört haben wollte und von dem spurlosen Verschwinden des Jägers.

"I sag ja, die Gams hab i geschossen und muß deshalb gestraft werden, aber — wenn i wirklich den Jager getroffen hab, was i net weiß, dann war's ein Zufall und i bin kein Mörder."

"Nun sagen Sie einmal! Sie brechen in Chur aus dem Gefängnis aus, obgleich Sie behaupten, außer der kleinen Wildddieberei könne Ihnen nichts geschehen, und jetzt stellen Sie sich hier freiwillig! Was soll denn das heißen?"

"Ist gar net so schwer zu sehen. I bin halt a Bayer. Meine Mutter hat's mir glagt, Schweizer bin i net, und i denk, wenn man da ist, wo man hingehört, bei seine Leut, dann wird man, wenn man an ehrlicher Mensch ist, a angehört werden und Glauben finden. I denk immer, die in der Schweiz sind Fremde und haben kan Herz für an Bayern."

Das Gespräch wurde gestört.

"Dienstliches Telegramm, Herr Amtsrichter."

Dieser öffnete, las, sah Xaver prüfend an und las wieder.

"Xaver Kernbacher, hier ist die Anzeige aus Chur und Ihr Steckbrief."

Die hiesige Polizei wird ersucht, den entsprungenen, des Mordes verdächtigen Xaver Kernbacher, wenn er bayerischen Boden betritt, zu verhaften und an die Schweiz auszuliefern."

Xaver schlug unwillkürlich mit der Hand auf den Tisch, so daß nicht nur das Tintensäß, sondern auch der Richter und die Gendarmen aufsprangen.

"Verzeihung, i bin etwas wild. Aber dös gibts net. Wegen einer Wildddieberei, und das war es nit einmal, denn i hab ja die Gams gar net stehlen wollen und liegen lassen, wird man net ausgeliefert."

"Aber wegen des Verbrechens gegen das Leben des Jägers."

"Herr Amtsrichter, sans stad! Wenn Sie a Flinten in der Hand haben, a Schred kriegen, ausrutschen und die Kugel trifft zufällig den Herrn Assessor, san Sie deshalb a Mörder, oder a Verbrecher gegen das Leben?"

Der Amtsrichter stand auf.

"Der Mann wird in Haft genommen. Aber aufpassen, daß er nicht wieder ausbricht."

"Keine Sorge, da wär i doch net gekommen."

"Ich kann überdies kein Urteil haben. Wir werden mit dem Gericht in München sprechen und die Akten aus Chur einfordern."

"Dank scho, Herr Amtsrichter, dös is ja alles, was i will. Mei Muatterl ist Münchnerin und hat mir glagt, in Bayern wird man scho sorgen, dös anem Bayern ka Unrecht net geschieht."

Er ließ sich ruhig von dem Schlieker in die Zelle abführen, und als der Wächter nach ihm sah, sah er auf dem Schmel und pfiff sich ein Lied.

(Fortsetzung folgt.)



# Das goldene Haus.

Skizze von Werner Jibaso.

Es gibt Leute, die ewig hinter dem Glück herrennen, und andere, die nur hinterher zu rennen meinen, in Wirklichkeit aber vor ihm davonlaufen, sobald es einmal etwas näher rückt. Zu ihnen gehörte auch Job Abomeit, der Mann, der aus Ostpreußen nach Mexiko und ausgerechnet mitten in die Cordillerenberge reiste, um etwas von dem großen Glück zu erwischen. Er hatte es schon in der Tasche, wie man so sagt, doch da . . . Aber man muß das der Reihe nach erzählen.

Unterhalb der Felsbarriere, über die zweimal im Jahr die schweren Ochsenkarren von Jimenez oder Santa Mojada her zu Tal rumpeln, und nicht weit von dem tiefen Bergloch, in dem der kleine Tipita-Fluß unversehens verschwindet, als sei er nie dagewesen, hatte Abomeit nach mancherlei Irrfahrten sein Haus errichtet.

Haus ist eigentlich zu viel gesagt. Aus Flußsand, Lehm, Maisstroh und Kies hatte er es sich vor einigen Jahren notdürftig zusammengebaut — damals, als in dem Indianerpueblo, dem Dorf ganz in der Nähe, noch Don Esteban, der weiße Amtsvorsteher, gelebt hatte.

„Sehen Sie, Don Jakob“, hatte der gesagt, „einmal müssen auf dieser Stelle alle Ochsenkarren vorbei, die über den Paß wollen, außerdem liegen aber noch knapp zwölf Stunden von hier die großen Monterias, die Holzschläge der amerikanischen Holzkompanien. Warten Sie noch ein, zwei Jahre, und Sie haben Ihr Gasthaus nebst Tankstelle und Brennerie an einer der modernsten Autostraßen von ganz Mexiko!“

Was wollte man mehr? Abomeit fing mit dem Bauen an. Als die vier Wände notdürftig standen, kam die Trockenzeit, und der Fluß verschwand, noch ehe er sein Bergloch erreicht hatte, aber er würde, wie Don Esteban sagte, in vier Monaten, zu Beginn der Regenzeit, wieder fließen. Es dauerte fünf Monate, und während dieser Zeit mußte Abomeit sein Wasser von einer Quelle weiter oberhalb im Fels in einem leeren Gasolintank herbeischaffen. Nur gut, daß keine Gäste kamen.

Als endlich die ersten Carretas, die Ochsenkarren von Jimenez her über den Berg wandten, stellte es sich heraus, daß Abomeit sein Fäßchen Schnaps gänzlich vergebens angeschafft hatte. Die Indianer des Karrenzuges hatten keinen roten Centavo für solchen Luxus wie ein Gläschen Schnaps übrig, geschweige denn für eine Matraze, wie sie Abomeit anbot. Und die mit Teer aufgepinfelten Buchstaben auf dem Kistendeckel quer über der Tür waren umsonst — keiner der Indianer konnte lesen, und so mußte auch niemand, daß die Lehmhütte ein „Hotel Cordillera“ war. Von der geplanten Autostraße wußte sicherlich nicht einmal der Präsident der amerikanischen Holzkompanie etwas. Wozu auch eine Straße bauen, wenn das Holz viel billiger auf dem Rio Grande zu Tal schwamm?

Aber Abomeit wartete. Erst als er vernahm, daß wohl eine Autostraße gebaut werde, aber keineswegs an dem Hotel Cordillera vorbei, packte ihn die Unruhe und trieb ihn im Kreis herum. Mit dem Geldverdienen war es also nichts, sechs Jahre hatte er umsonst hier verriesen. Mehrmals am Tage extappte er sich dabei, wie er auf die Felsnase oberhalb seiner Hütte kletterte, um die Paßstraße entlang zu blicken oder talwärts über die Maisfelder des Indianerdorfs bis zu den welligen Hügelkuppen des Horizonts. Ging er wieder zurück ins Haus, so warf er sich auf die Pritsche und hatte das unangenehme Gefühl, etwas Wichtiges versäumt zu haben.

Bis eines Tages um die Mittagszeit ein Mann vor der Hütte hielt und zweifelnd den Kistendeckel über der Tür mit der hochtrabenden Inschrift musterte. „Beim Himmel — hätte nicht vermutet, hier in dieser gesegneten Gegend ein so vornehmes Haus zu finden!“ knurrte er und band sein Maultier draußen an. Abomeit wachte hellhörig über den Klang der Stimme und fühlte wegen des Tones einen leisen Ärger aufsteigen. „Nann nicht klagen — ganz gute Gegend hier“, sagte er darum und wischte mit dem Lappen über den Tisch. „Ein Glas gefällig?“

Der Fremde nickte und sah mit zusammengekniffenen Augen den Platz vor dem Haus, den angeschwemmten Sandstreifen, das Ufergeröll und die Felsbildung an. „Schwemmboden, Sand, Kies — trägt wohl nicht viel, wie?“ Und nach einer Pause: „Geht mich ja nichts an, Senor,

habe mein Geschäft in der Tasche, brauche kein Hotel!“ Dabei klopfte er sich auf sein Wollhemd und machte es sich auf der Pritsche bequem.

Dunkelheit brach ein. Das grelle Licht, das über den Felskuppen gehangen hatte, wurde olivgrün, dann bläulich-grau und versickerte in den scharfen Felspalt; Abomeit zündete die Lampe an. Obwohl in den Winkeln der Hütte weiter das Dunkel hockte, schienen jetzt kleine Flinchen in der Luft oder auch an den Wänden zu glitzern. Draußen vor der Tür, auf dem im breiten Mondlicht schimmernden Sandstreifen, flimmerten Quarzstückchen auf, oder was es sonst sein mochte. Den Fremden schien das anzuziehen, denn er ging hinaus.

Als er nach einer Stunde zurückkam, hatte Abomeit die Maisfladen gebacken und teilte aus. Doch Don Gutierrez, der Spanier, schob sie beiseite. „Nichts für mich, Senor“, knurrte er und holte Brot, Schinken und Wein aus der Satteltasche. Wieder kühlte Abomeit einen dunklen Bohn, Scham vielleicht und die Lust, jetzt maßlos aufzuschneiden und dem Spanier Bewunderung abzunötigen. Ehe es dazu kam, hatte der drei Würfel aus dem Hemd hervorgeholt und ließ sie gelangweilt auf dem Tisch tanzen.

„Werde jetzt auch ein paar Monate keinen Menschen mehr sehen“, sagte er und warf mit drei Mal zwölf Augen. Abomeit hatte fünfzehn. Wieder würfelte der Fremde, Abomeit gewann. „Und worum geht es eigentlich?“ fragte plötzlich der Spanier jäh. „Ich sehe meine Mula, mein Maultier, gegen Ihren Coltrevolver!“

Abomeit gewann das Maultier. Gewann auch die Satteltaschen, die Sporen und einen silbernen Kompaß. In einem Rausch aus Triumph, Aufregung und zu reich getrunkenem Maischnaps verfolgte er das Klappern der Würfel, hörte kaum, was der andere sprach. . . . Als nichts mehr zu verlieren war, streckte der Spanier die Hand aus und befahl Stop. „Tut mir leid, Don Jakob, habe aber jetzt nur noch, was ich unter dem Hemd trage, und das ist mehr, als wir beide zusammen wegschleppen können!“ Er holte ein vielfach zusammengefaltetes Stück Papier hervor, glättete es und zeigte auf die Linien und Striche? Der Plan von einer Goldader, Senor. . . . Ich sehe ihn gegen alles, was ich verloren habe, und Ihr Hotel dazu. Verliere ich, sind Sie ein gemachter Mann und brauchen Ihre Barade nicht mehr, können Sie dann mir lassen und wenigstens meinen Kompaß und den Revolver, um aus diesem Loch wieder herauszufinden!“

Zweifelnd sah Abomeit in ein Paar kalt, fast überlegen blickende Augen, ärgerte sich und schlug eine Spur zu hastig ein. „Dreizehn!“ zählte der Spanier seine Augen. Siebenzehn warf Abomeit. „Bueno“, sagte der Fremde lächelnd, schob den Plan auf die andere Seite des Tisches und stapfte hinaus.

Benommen musterte Abomeit das Stück Papier. Selbst, da hatte er nun endlich Glück gehabt, aber . . . zum Teufel, sollte der Mann die Barade behalten, zu der Autostraße kam es ja doch nicht, und wenn man es genau überlegte, war alles mit rechten Dingen zugegangen! Brummend steckte Abomeit den Plan ein, packte die Satteltaschen und war fertig, bevor noch der Fremde zurückgekommen war.

Als die Sonne ihre ersten Strahlen über die Felsbarriere schickte, zog Abomeit auf dem störrischen Maultier los, den Hut auf dem Kopf und geradeswegs auf den rotglühenden Sonnenball zu, der wie ein riesiger Goldbesen am Himmel emporfletterte. „Viel Glück dann auch, Senor!“ grinste der Spanier und lehnte sich an den Türpfosten. Abomeit war es, als sähe ihm sein Kopf verkehrt auf den Schultern und blickte rückwärts.

Als er einige Monate später ohne das Maultier, ohne einen Pfennig und geschweige denn mit Gold in der Tasche, mit zerfetzten Hosen und fast ohne Hemd die Bahnlinie an der Grenze erreichte, erzählte ihm ein Tramp von dem unwahrscheinlichen Glück, das ein Spanier im Innern des Landes gehabt habe. Er sei da auf ein Grünhorn gestossen, das mitten auf einem Goldfeld hockte, ohne es zu wissen — sogar der Lehm, aus dem er sich seine Hütte zusammengebaut hatte, habe Goldstaub enthalten; den Grund, auf dem sie stand, und den Uferkies habe man nur einmal durchzusieben brauchen, um das reine Gold in der Sand zu halten!



Adomeit, der nur auf das Knurren seines leeren Magens lauschte, hörte nur mit halbem Ohr auf das Gerede. Und da der Vagabund aus Unkenntnis der wahren Fundstelle irgend einen anderen Namen, und zwar aus dem Nordwesten des Landes nannte, so gähnte Adomeit nur und meinte, die ganze Geschichte klinge verdammt unwahrscheinlich, sei wohl gelogen.

Daß er nicht ahnte, selber dies Grünhorn gewesen zu sein, war wohl das einzige Glück, das Adomeit in Mexiko hatte . . .

## Kranz und Schleier.

Skizze von Alfred Richter.

Die Christiane ist an die Dreißig herangefommen und haust noch immer in ihrem Geweslein in der haufälligen Niedgasse als Alleinige. Die Alten sind tot, Geschwister nicht da. Die Verwandtschaft troßt wegen eines alten Katsches. So lebt das früh verarbeitete Mädchen hin. Einen Reichlinger hat Christiane nicht gewollt. Nun sitzt sie und hütet ihr Vermögen. An die tausend Mark in bar soll sie besitzen.

Wie dieses Schönes Kunde an den „Leichten Oskar“ gelangt, wirbt er um die Christiane. Er ist „was an der Bahn“, ein unlängst Zugezogener. Sie verteidigt sich wie eine ehrliche Festung. Sie verteidigt sich gegen sich selbst, denn sie liebt ihn, den Schnurrbartwirbler und Rabulist, ländlich betört, wie sie von seinem Gebärde ist. Nun schämt sie sich zunächst ein wenig, daß sie so über die Maßen in den Kerl verliebt ist, weist ihn erst ab und nimmt ihn dann doch. — Natürlich verlangt er, daß sie eine richtige Hochzeit mit Orgelspiel und Chorgesang feiern, und sie gibt es, nach langem Scheinkampf, stolzen Herzens zu. Ja, stolz ist die Christiane, wie sie selber sich mit fester Hand Kranz und Schleierlein aufsetzt. Und dann ziehen sie alle zur Kirche.

Am Abend ist große Lust in dem Gebäulein. Die Ziege reckt empor, immer aufs neue aufgeschreckt von dem Gelächter droben. Das Ferkel grunzt gestört. Das alles gehört zu dem Fest, Ziege und Schwein zu dem Faß Bier, zu dem Krug Schnaps, der danach die Runde macht, zu den derben Wiken der Gäste. Die Christiane sitzt auf dem Sofa, den schon fallenden Junggatten neben sich, und trägt aufrechten Kopfes ihren Kranz.

Drei Tage danach ist sie Witwe. Witwe? Nein, Witwe nicht. Wie nennt man doch das, was sie ist? Es hat sich dergleichen dortzulande noch nicht begeben, deshalb weiß die Reichlinger Sprache kein Wort für dieses Besondere . . .

Der Schnurrbartwirbler und Rabulist, der junge Ehemann der unjungen Christiane ist fort. Wohin fort? Über alle Berge. Noch weiter. Über alle Wasser alsbald. Er ist nach Südamerika, mit den tausend Mark — neunhundert- und sechzig waren es nur noch nach dem Hochzeitsfeste.

Die Betrogene tritt an den Schrank und starrt auf Kranz und Schleier. Er hat nur an die tausend Mark gelangen wollen. Das war alles . . . Drunten blüht die Ziege, grunzt das Ferkel laut. Es ist wohl Fütterungszeit. Christiane hört sie, die samt Hütte, Ackerlein und Wiese zu ihr gehören, gibt sich einen Ruck, schließt den Schrank und tut ferner ihre Pflicht. Will ein Ungeschicktes von dem Unglück anfangen, wehrt sie mit den Händen ab und spricht feindselig und endgültig die vier Worte: „Ich will nicht wiß!“ Und das können sich alle Mannsbilder, ohne Ausnahme, hinter die Ohren schreiben . . .

So gehen die Jahre dahin. Bis zu dem großen Brand in Reichlingen . . . Die Christiane ist gerade auf ihrer Wiese und reht ihr Führlchen Heu zusammen. Da schreit die Feuersglocke sich heiser. Wo? Bei wem? — Niedgasse — Die ganze Niedgasse, dieser Termitenbau aus lauter strohdiir Brennbarern, lodert auf, rettungslos.

Man will die Christiane aufhalten, aber sie taumelt in den Qualm ihres Urgeweses hinein, die Stiege empor. Es ist sinnlos. Aber sie tut es. Hier gehört sie doch hin.

Und so ist sie hineingekommen, doch sie kann nicht wieder heraus. Ihr Fehlen wird bemerkt. Man hat die Menschen der brennenden Häuser abgezählt. Der Zimmerer Valentin ist es, der die Halbersticke durch das Fenster über die Leiter heranholt und rettet. Sie wäre droben, sagt er später, herumgeirrt und sei wie ohne Kopf gewesen.

Das war sie auch. Nicht die Gedanken haben sie geleitet bei dem, was sie gesucht hat, sondern ein anderes, das in uns lebt, hat sie gelenkt, Sehnsucht und Schmerz, Wunsch und Traurigkeit zugleich. Dort sitzt nun die närrische Urschel auf einem Gerümmer und hat sich Kranz und Schleierlein gerettet. Mit verhärmtten Händen hält sie es in der Schürze . . .

Es hat keiner über sie gelacht. Die Reichlinger sind kleine Menschen, aber Menschen. Ganz behutsam sind sie um die Einsame herumgegangen. Und wie es dann hieß, die abgebrannten dreißig Familien mit hundert und mehr Köpfen unterzubringen, da hat der Valentin sein Werk vollendet und die Christiane aufgenommen. Wild genug steht es bei ihm aus. Er ist ein Witwer und haust für sich, zu arm, eine Weibsperson halten zu können. Die Christiane wirtschaftet ihm nun umsonst und dankt ihm obendrein noch zwiefach, für die Rettung und für die Gastfreundschaft.

Ihren Kranz und ihren Schleier, die sie erst versteckt hielt, hat die Christiane dann noch in des Valentin Glaschrank gelegt. Das durfte sie, weil er sie schließlich noch zum Weibe und sie ihn zum Manne genommen hatte. Diesmal ist es ohne Chorgesang und große Kosten gegangen, dafür aber in eine ehrlichere Versprechung hinein.

Das aber ist gar niemandem bewußt geworden, und der Christiane selber nicht so, daß sie es begriff, daß der Valentin nicht bloß ein graues Weiblein, sondern zugleich viele Millionen Männer gerettet hat. Denn was der Schnurrbartwirbler und Rabulist, der Hochzeitsfeier und Talerreüber und jämmerliche Ausreißer an einem vertrauenden Weib verbrochen hat, das ist nun durch des Valentin Rettungstat ausgelöscht und ausgewischt, und die Christiane, die so lange und so unverföhlich ihr „Ich will nicht wiß“ in Richtung auf alles Männliche gesprochen hat, nimmt nun dieses ganze Mannsvolk wieder zu Ehren an. Den Leichten Oskar mag ja inzwischen der und jener geholt haben, das darf man bei der Gerechtigkeit, mit der in jenen Landen die Haltlosen im harten Lebenskampf vernichtet werden, gestrost annehmen. Und ihm freilich hätte die Christine auch niemals verziehen.

So ist ihr neben ihrer guten Habe auch ihr trauriger Spruch mitverbrannt. — Doch welche von den beiden Rettungstaten des Valentin war wohl die größere?



## Bunte Chronik



### Das vierte Ehejahr ist gefährlich.

Die Statistiker haben ihre eigenen Maßstäbe, mit deren Hilfe sie des öfteren zu Ergebnissen kommen, die mit der allgemeinen Meinung gar nicht übereinstimmen. Aber ihre Maßstäbe bestehen in Zahlen, und ihre Wertungsmesser sind die Prozentziffern. Wenn sie dann sagen, so und so ist es und belegen diese Behauptung mit einer Prozentangabe bis zur fünfzehnten Dezimale, dann kann man eben nichts mehr dagegen ausrichten.

Bisher hat man allgemein geglaubt, daß die eigentliche Krisis in der Ehe im Ablauf des ersten Jahres anzugehen beginnt. Nein, sagen die Statistiker, das stimmt nicht; denn von den 42 485 Ehen, die im Jahre 1933 gerichtlich geschieden wurden, befanden sich nur 93 im ersten Jahr. Über ein Jahr alt waren 1035, über zwei Jahre 2384. Bei den drei Jahre alten Ehen stieg die Scheidungsziffer auf 3281. Als kritischstes Ehejahr erwies sich aber das vierte Ehejahr, denn von den vier Jahre bestehenden wurden 3533 geschieden, was umgerechnet auf 10000 Ehen 63,5 ergibt.

Zu dieser aufschlußreichen Erkenntnis geben uns die Statistiker noch eine andere, daß nämlich der Ehebruch beim Scheidungsgrund gegenüber der Vorkriegszeit beträchtlich zurückgegangen ist. Zwar wurden noch 14 865 Ehen wegen Ehebruchs geschieden, aber diese Zahl wurde bei weitem überholt von den 27 874 Ehen, die wegen Verletzung der ehelichen Pflichten auseinandergingen. Auch bössliches Verlassen hat sich erheblich gemindert. Daß fast die Hälfte aller geschiedenen Ehen kinderlos geblieben war, ist schließlich nicht so unerklärlich.